

7. Schluss

Die »Pazifizierung« Südwestafrikas mündete in ein Desaster, und der Genozid an den Herero bildete einen traurigen Höhepunkt dieses Geschehens. Er war nicht von langer Hand geplant, sondern resultierte aus dem Scheitern der eigentlichen Pläne der deutschen militärischen Führung und deren anschließenden Versuchen, die Lage unter Kontrolle zu bringen. Der Weg in Katastrophe war verschlungen und führte über einen Prozess, der von den Beziehungen und Interaktionen heterogener, mitunter antagonistischer Kräfte bestimmt war, die jeweils aus einer eingeschränkten Perspektive heraus ihre eigenen Ziele umzusetzen trachteten und so, Vektoren gleich, die Entwicklung beeinflussten, indem sie sie in eine bestimmte Richtung lenkten. Die Entfesselung extremer Gewalt hatte keine einzelne ›Ursache‹, sondern eine ganze Reihe von Urhebern.

Die politische Gemengelage war komplex, da in der Kolonie keine starke Zentralgewalt bestand. Der Kolonialstaat war vielmehr nur ein Element einer Ordnungsform der Gewalt, die sich schon zu ›Friedenszeiten‹ gleichsam hinter seinem Rücken etabliert hatte. Ich nenne sie die Ordnungsform der Despotie der weißen Erobererschicht. Mit dem Krieg und der Einmischung der Metropole nahm die Komplexität weiter zu, weil sich mit der Zahl der hinzutretenden Akteure auch die Zahl der Wechselbeziehungen und Konflikte steigerte.

Im Vorhergehenden lag ein besonderes Augenmerk auf der Rolle der Siedler. Staatspolitisch war ihnen eigentlich gar keine aktive Rolle zugedacht, aber sie nutzten die Spielräume, die der Kolonialstaat ihnen ließ, und nahmen erheblichen Einfluss auf die politischen Verhältnisse. Durch ihr eigenmächtiges, immer aggressiveres Auftreten den Herero gegenüber hatten sie den Krieg wohl erst heraufbeschworen und drängten, weit über ihre direkte Beteiligung an Kampfhandlungen hinaus, auf dessen Entgrenzung.

Die Stoßrichtung der ersten Überfälle weist darauf hin, dass die Herero zuvörderst gegen die privatisierte Gewalt aufbegehrten, die sie von Seiten der kolonialen Gesellschaft zu erdulden hatten, und erst in zweiter Linie gegen den kolonialen Staat, der sie nicht hinreichend vor den Übergriffen hatte schützen können oder wollen. Anders als von deutscher Seite immer wieder kolportiert wurde, taten sich die Herero nicht so sehr mit Herrschaft überhaupt schwer, als vielmehr damit, die Herrenansprüche des einzelnen Siedlers zu akzeptieren; offenbar unterschieden die Herero sehr genau zwischen dem Staat auf der einen und Privatleuten auf der anderen Seite. Die Gewalt der Aufständischen traf vor allem letztere, und dies aus guten Gründen, zumal sich die Siedler als die Speerspitze der gewaltsamen kolonialen Eroberung wähten und fortgesetzt

das staatliche Gewaltmonopol untergruben; damit konnten die Siedler nicht ohne weiteres als ›Zivilisten‹ im eigentlichen Sinne gelten. Aber in der Metropole, wo man mit den kolonialen Verhältnissen wenig vertraut war und stattdessen Maßstäbe europäischer Staatenkriege anlegte, rief dieses Vorgehen der Herero Wut und Empörung hervor. Es schien die rassistischen Stereotypen nur zu bestätigen: Die Überfälle wurden als »barbarische« Akte angesehen, die von der angeblichen »Heimtücke« und »Bestialität« der Herero zeugten, und bestimmten in der Folge auch Haltung und Vorgehen der Truppen, die eilig in das Land geschafft wurden, um den Aufstand niederzuschlagen.

Das erste Kapitel legt die Lebensbedingungen der kolonialen Gesellschaft dar und hebt dabei besonders auf die Furcht und das Misstrauen ab, welche die Existenz der Siedler im Schutzgebiet prägten. Es deutet die Gewalt, die ihren Schatten auch auf die Binnenbeziehungen warf, als Bewältigungshandlung oder als den Versuch, wieder Handlungsmacht zu erlangen und so das Stigma der als entwürdigend wahrgenommenen wirtschaftlichen und politischen Abhängigkeit loszuwerden, der Gängelung und Bevormundung durch die Obrigkeit zu entkommen und die solidarische Gemeinschaft der Weißen herzustellen, in der sich diese ihrer angemaßten Superiorität vergewissern konnten.

Darüber hinaus erörtert das Kapitel eine Strukturbedingung nicht nur der Kriege, sondern der gesamten deutschen Herrschaft über Südwest: Schon zu ›Friedenszeiten‹ kamen Weiße mit so ziemlich allem durch, ohne dass ihnen im eigentlichen Sinne alles erlaubt war. Sie konnten stets mit der Komplizenschaft der Exekutivorgane, mit der Nachsicht der Vorgesetzten und der Milde der Richter rechnen, so dass sie kaum Sanktionen zu befürchten hatten. Kam ein Weißer zu Tode, wurden oft gleich mehrere Afrikaner verurteilt und hingerichtet; kam ein Afrikaner zu Tode, fanden die Richter immer wieder einen Weg, die weißen Täter ganz freizusprechen oder mit sehr milden Strafen davonkommen zu lassen. Die Abweichung war die Regel, und dies erschien den Weißen als gerechtfertigt, da sie sich in einem »Rassenkampf« stehend wähnten, der alle anderen, sonst üblichen Rücksichten zu suspendieren schien. Die Mitglieder der kolonialen Gesellschaft erblickten in der alltäglichen Grausamkeit bald nichts Monströses mehr. Dass Übergriffe auf »Eingeborene« folgenlos blieben und sogar den Beifall der Anderen fanden, ermutigte die Täter, beim nächsten Mal noch einen Schritt weiterzugehen – bis zu dem Punkt, als die Katastrophe eintrat und sich die Herero zur Wehr setzten. Ein langer Prozess der Normalisierung von Abweichung ging dem Krieg voraus, und die diesem Prozess innewohnende Dynamik löste den Krieg schließlich aus. Der Krug geht eben so lange zum Brunnen, bis er bricht.

Die Gewaltverhältnisse wurden auch vom dynamischen Charakter des Rassismus bestimmt. Die Dynamik rührt daher, dass der Rassismus an

bestimmte Machtverhältnisse gebunden ist, deren Verschiebungen er reflektiert und rechtfertigt (vgl. Hund 2007: 24), wie nicht zuletzt Norbert Elias und John L. Scotson am Beispiel der Etablierten-Außenseiter-Beziehungen gezeigt haben (Elias / Scotson 2013: 7ff). Je mehr sich die Machtbalance zugunsten der Siedler zu neigen schien, desto weniger interessierten diese sich für die »feinen Unterschiede« und desto aggressiver traten sie auch auf. Für sie waren die Herero »nicht länger von einfacher oder vornehmer Herkunft, keine anständigen Frauen oder richtigen Männer [...], sondern gleichgemachte Repräsentanten einer angeblich natürlichen Unmittelbarkeit« (Hund 2006: 122). Im Zuge des Krieges wurde das Machtgefälle immer steiler. Je elender die Herero waren, desto eher schienen sie Verachtung zu verdienen. Spätestens jetzt kannten die Weißen auch »keine hilflosen Kinder oder würdigen Alten mehr«, sondern nur noch »primitive und unzivilisierte Wesen«, die sie auch so behandelten (ebd.).

Das Schicksal des afrikanischen Frachtfahrers James, von dem wir wohl nur deswegen Kenntnis haben, weil James britischer Untertan war und die britischen Behörden wegen seines plötzlichen Todes Nachforschungen anstellten, legt davon beredt Zeugnis ab.¹ Es führt auf drastische Weise vor Augen, wie wenig ein afrikanisches Leben wert war, und zwar völlig ungeachtet der Tatsache, dass in jenen Tagen ein akuter Mangel an Arbeitskräften herrschte und Arbeiter wie James im Ausland angeworben werden mussten, um den Bedarf zu decken. Etwaige Befehle »von oben«, die den Truppenangehörigen die Misshandlung von Transportkräften untersagten, brachen sich an den Gewohnheiten, die an der ›Basis‹ herrschten; sie hatten es jedenfalls nicht vermocht, den betreffenden Soldaten der Bedeckungsmannschaft davon abzuhalten, James kurzerhand zu erschießen, als dieser krankheitsbedingt nicht mehr weiterkonnte und den Transport aufzuhalten drohte. Unabhängig davon aber unterstreicht die Tatsache, dass der Täter lediglich zu sieben Wochen Haft verurteilt wurde, wie halbherzig die Maßnahmen der Führung waren, der Gewalt »von unten« entgegenzusteuern und so auf die Einhaltung rechtlicher wie soldatischer Normen zu drängen.

Der koloniale Staat war ein schwacher Staat. Der allgemein geteilte Rassismus und das Wissen um die Fragilität des eigenen Herrschaftsanspruchs lieferten den Beamten und Militärs zusätzliche Gründe, über das Herrengebarren ihrer weißen Untertanen hinwegzusehen. Das gilt für die ›Vorkriegszeit‹, erst recht aber für den Krieg selbst sowie die Zeit danach. Krieg überhaupt ist durch reduzierte Normierung und Sanktionierung bestimmt, Trothas Feldzug aber sprengte beinahe jedes Maß und verschob wohl endgültig den Horizont dessen, was im Umgang mit den

1 KAB GH 35/157: »Treatment of Natives in G.S.W.A. 1905«, »Ill-Treatment of 3 Natives in G.S.W.A. 1905–1906«.

»Eingeborenen« als akzeptabel gelten konnte. Spätestens als die Herero vermittle der Proklamati on für vogelfrei erklärt waren, musste es den Soldaten scheinen, als dürften sie nach Belieben mit ihnen verfahren. Im Lichte der Proklamati on war an eine wirksame Eindämmung der privatisierten Gewalt endgültig nicht mehr zu denken. Der Krieg brachte eine (weitere) Brutalisierung der kolonialen Gesellschaft mit sich und trug zur Normalisierung von Grausamkeit bei; angesichts der anti-symmetrischen Machtverhältnisse, zu denen er schließlich führte, waren der Gewalt kaum noch Grenzen gesetzt. Die weißen Herrschaftsphantasien entgrenzten: Wie die Lagerherrschaft und »Eingeborenenpolitik« der »Nachkriegszeit«, die nur noch die elenden Reste eines längst aufgeriebenen Gegners trafen, zeigen, war der »Rassenkampf« ein permanenter Kampf, der sich immerfort radikalisierte. Der Krieg und das in dessen Gefolge eingetretene steilere Machtgefälle leistete dieser Dynamik weiteren Vorschub. Aus »Deutsch-Südwestafrika« wurde ein »offen rassistisches Regime« (Fredrickson 2011: 25).

Die vorgängige Normalisierung der Grausamkeit brachte es auch mit sich, dass Befehle, die dazu anhielten, auf Frauen und Kinder zu schießen, oder gar dazu angetan waren, zur Auslöschung ganzer Gruppen zu führen, ausgeführt wurden und weiter keinen Anstoß erregten. Anders gesagt, zwischen der privatisierten Gewalt auf der einen und dem »von oben« geplanten Feldzug auf der anderen Seite bestanden Wechselwirkungen.

Hieran schließt sich eine weitere Überlegung an. Nach dem Verständnis von Elkins und Pederson (2005) lässt sich die Besiedlung Südwestafrikas im Kontrast zu der Besiedlung alter Siedlungskolonien, die zum Beispiel in Nordamerika zu weiten Teilen von nichtstaatlichen Akteuren in Eigenregie vollzogen wurde, als ein staatliches Projekt verstehen, das »von oben« initiiert worden war und geleitet wurde. Am Fall Südwestafrika wird jedoch deutlich, dass es sich bei dieser Differenz um keinen privativen Gegensatz handeln muss. Im südwestafrikanischen Siedlungsprojekt verbanden sich beide Typen vielmehr und bündelten die ihnen je eigenen Zerstörungskräfte – mit desaströsen Folgen für die autochthone Bevölkerung.

Historisch bedurfte entfesselte Siedler-Gewalt keiner Staaten, um ganze Erdteile zu entvölkern (vgl. jüngst Adhikari 2015: 1ff), aber modernen Staaten eignet ein besonderes Zerstörungspotential. Sie verfügen über die materiellen und personellen Ressourcen, die Organisationsmacht und die nötige Legitimierungskraft (Zimbar do 2012: 214f.), um große genozidale Kampagnen, wie sie insbesondere das 20. Jahrhundert erlebte, zu ermöglichen (Fritzsche 2005: 105; Weitz 2003: 6f.). In Südwestafrika verschränkten sich Siedler- und staatliche Gewalt in charakteristischer Weise: Im Schatten eines schwachen Kolonialstaates agierten die Siedler als ein selbständiger Motor der Expansion. Gewalttätigkeit

und Anomie der *frontier*-Situation provozierten einen Krieg, der in einem zweiten Schritt den metropolitanen Staat auf den Plan rief, der die ihm eigene Zerstörungskraft entfaltete, um seine weißen Untertanen zu schützen und seinen Herrschaftsanspruch zu behaupten. In diese Phase des Krieges fällt der eigentliche Genozid.

Man mag es als Ironie der Geschichte betrachten, dass die Siedler durch ihr ständiges Drängen auf Radikalisierung Mächte herbeischworen, derer sie gar nicht mehr Herr wurden. Durch Fremdbestimmung und Überfremdung perpetuierte, ja verschärfte sich die Krise der Siedler, und damit auch die Bewältigungshandlungen, die typischerweise gewaltförmig ausfielen. Kolonialpolitik und Strategie gerieten in den Sog metropolitaner Diskurse, so dass schließlich die Belange der Kolonie und ihrer Bewohner eine immer geringere Rolle für die Planung des Feldzuges spielten. Eine entscheidende Weichenstellung stellte Leutweins Ablösung als Kommandeur der südwestafrikanischen Schutztruppe dar. Leutwein hatte stets die Gesamtentwicklung der Kolonie im Blick und war daher immer bestrebt gewesen, ihre Ressourcen zu schonen; der Metropole waren solche Rücksichten fremd. Die Siedler hatten durch Polemik und Proteste das Ihrige dazu beigetragen, Leutweins Position zu schwächen, da ihnen die Haltung des Gouverneurs zwischenzeitlich zu »milde« erschienen war. Vorderhand kam Trotha ihren strategischen Vorstellungen zwar eher entgegen, aber der Schein trog, denn sehr bald stellte sich heraus, dass zwischen den Vorstellungen der Heimat (-Militärs) auf der einen und der Kolonie auf der anderen Seite eine schier unüberbrückbare Kluft lag. Auf Drängen der Siedler hin nahm der Krieg eine Dimension an, welche die Kolonie regelrecht zu verschlingen drohte.

Die Einflussnahme des Reiches veränderte den Krieg schon dadurch grundlegend, dass sie ihn in einen weiteren Horizont stellte. Der Metropole ging es so sehr um die um die Zukunft der Kolonie, als vielmehr darum, ihr Prestige als Großmacht zu wahren. Dafür schienen ihr allein operative Erfolge notwendig. Alles Weitere hatte dahinter zurückzutreten.

Die Einflussnahme der Metropole stand ganz im Zeichen des Militarismus. Unmittelbar nach dem Aufstandsausbruch zog der Generalstab bereits die Oberleitung der Operationen an sich, und der neue Mann an der Spitze der Schutztruppe, Trotha, verhängte noch vor seiner Ankunft im Schutzgebiet das Kriegerrecht, so dass spätestens zu dem Zeitpunkt eine Militärdiktatur in Kraft trat, als Leutwein Ende 1904 seinen Abschied als Gouverneur nahm und endgültig die Kolonie verließ. Unter letzterem war das militärische Vorgehen stets noch einem strategischen Zweck-Mittel-Kalkül unterworfen geblieben; bereits seine Ablösung als Kommandeur leitete eine Phase ein, in welcher strategische Nützlichkeitsabwägungen als »kleinliche Bedenken« abgetan wurden und bis auf weiteres ausschließlich militärisch-operative Gesichtspunkte zählten.

Das Ziel der kriegerischen Anstrengungen war nunmehr rein militärischer Natur: Es bestand in einem Totalsieg, und die Klärung politischer Fragen stand erst *nach* dessen Erringung an. Fest stand freilich, dass den Herero die letzten Reste ihrer Souveränität zu entreißen und ihre politische und soziale Organisation endgültig zu zerschlagen waren. Deswegen lässt sich sagen, dass Berlin einen Vernichtungskrieg verlangte, wobei sich dieser Vernichtungskrieg nicht primär gegen die Herero-Gesellschaft und ihre Mitglieder, sondern gegen ihre politischen und sozialen Strukturen richtete, und daher als *politischer* Vernichtungskrieg anzusprechen ist. Nichtsdestotrotz ist festzuhalten, dass die Einflussnahme der Metropole für die *strategische* Entgrenzung des Feldzuges sorgte und der Verselbständigung einer Gewalt, die fortan nicht mehr durch politische Zwecke gebändigt sein sollte, Vorschub leistete.

Der neue Kurs schloss im Gegensatz zur Praxis Leutweins ein, dass die Herero als »Aufständische« galten und in keiner Weise als kriegführende Partei anerkannt wurden; die diplomatischen Beziehungen, die Leutwein wie stets aufrechterhalten hatte, wurden abgebrochen. Für Berlin kam lediglich eine strikt einseitige Lösung des Konflikts in Frage, die ausschließlich in der *bedingungslosen* Unterwerfung der Aufständischen bestehen konnte. In ihrer Selbstüberschätzung glaubten die metropolitanen Militärs, gar nicht erst auf den Gegner blicken zu müssen, sondern sich ganz auf die eigene Stärke verlassen zu können. Auf diese Weise wurde die bimodale Entfremdung, die den Konflikt vor Ort längst bestimmte, auch auf strategischer Ebene festgeschrieben. Da die Beziehungen von deutscher Seite abgebrochen wurden und jegliches Entgegenkommen ausgeschlossen war, verhärteten sich die »Fronten« weiter. Angesichts der Intransigenz, welche die Deutschen hervorkehrten, waren die Herero in der Folge immer weniger bereit, sich ihnen zu ergeben, und suchten ihr Heil in Widerstand und Flucht.

Dennoch hätte sich die militaristische Wende, die der Feldzug unter dem Einfluss der Metropole nahm, keineswegs so verheerend auswirken *müssen*, wie sie es schließlich tat. Der Feldzug der Herero stand noch im Zeichen des »*konservativen* Militarismus«. Die Vernichtungsschlacht, auf die Trothas Feldzug hingeordnet war, intensivierte zwar die kriegerische Gewalt auf dem südwestafrikanischen Schauplatz in einer bis dahin nicht bekannten Weise, schloss aber ursprünglich noch gegenläufige, gewalteinhegende Impulse ein. Der Feldzug gegen die Herero sollte in ein großes entscheidendes Gefecht münden; damit hätte er sich auf einen vielleicht intensiven, aber kurzen kriegerischen Akt beschränken können, ohne die Grenzen der »konventionellen« Kriegführung, soweit in einem kolonialen Konflikt überhaupt möglich, allzu weit hinter sich zu lassen. Hätte Trotha am Waterberg den erhofften Sieg davongetragen, müssten wir heute möglicherweise nicht von einem Genozid sprechen. Nichtsdestotrotz setzten sich – *gegen* die Erwartungen und Absichten

der Verantwortlichen – letztlich die gewaltentgrenzenden gegenüber den gewalttätigen Zügen durch. Freilich mussten erst noch bestimmte Umstände hinzutreten, um die genozidale Gewalt zu entfesseln. Die genozidale Eskalation war insofern kontingent.

Die Herero spielten dabei eine aktive Rolle. Ihre Handlungsmächtigkeit zu betonen, läuft nicht automatisch auf die Relativierung des Exzessiven hinaus, das der deutschen Kriegführung anhaftete, sondern hilft vielmehr, die Eskalation erst zu erklären. Die Deutschen hatten den Herero eine solche Handlungsmächtigkeit gar nicht erst zugetraut und waren umso weniger bereit, sie ihnen zuzugestehen. So erklärt sich auch die Obsessivität, mit der Trotha den Herero nachsetzte. Dabei sollte bedacht werden, mit welch überzogenen und arroganten Erwartungen die Deutschen, allen voran Trotha, in Südwest angetreten waren. Dass sich die Herero dann aber am Waterberg nicht entscheidend hatten schlagen, dass sie sich auch in den anschließenden Wochen nicht hatten stellen, ja dass sie sich gar nicht mehr hatten einholen lassen, und dass die deutschen Truppen schließlich genötigt waren, die Verfolgung einzustellen, weil sie selbst nicht mehr weiterkonnten – dies alles verletzte das unbedingte Überlegenheitsgefühl der Kolonialherren so tief, dass sie zu immer schärferen Maßnahmen griffen und schließlich zu fast allem bereit waren, um diese Scharte nur auszuwetzen.

Nach dem Willen der Metropole, der sich auf der Grundlage maßloser Selbstüberschätzung und fahrlässiger Geringschätzung für den Gegner gebildet hatte, sollte der Feldzug den eindeutigen Beweis der eigenen überlegenen Stärke erbringen. Diese Prämisse schuf eine gewisse Pfadabhängigkeit. War der bezeichnete Weg, den Nachweis der überlegenen Stärke zu führen, einmal beschritten, war es kaum mehr möglich, Korrekturen vorzunehmen, ohne befürchten zu müssen, den gegenteiligen Effekt zu erzielen, nämlich als schwach dazustehen. Der Druck lastete vor allem auf Trotha als verantwortlichem Kommandeur, und der lehnte es auch strikt ab, von dem einmal eingeschlagenen Kurs abzurücken. Ihm blieb aus seiner Sicht nur die ›Flucht nach vorne‹, was bedeutete, die Gewaltschraube weiter anzuziehen, zumal seine Intransigenz die Herero abschreckte und nur dafür sorgte, dass sich die ›Fronten‹ weiter verhärteten. Je mehr sich Trotha in seiner Eindimensionalität mühte, die Lage in den Griff zu bekommen, desto mehr verschlimmerte er sie nur.

Ich habe argumentiert, dass der Weg von der ursprünglich geplanten ›konventionellen‹ zur genozidalen Vernichtung über den Umweg einer weiteren Strategie, die eigentlich in der Proklamation niedergelegt war, führte: die endgültige Vertreibung der Herero aus dem Schutzgebiet. Demnach handelte sich bei dieser Strategie nicht bloß um »Camouflage«, wie bisweilen angenommen wird, schon weil Trotha sie frühzeitig ins Auge fasste, als die genaue Position und Lage der Herero noch nicht abzusehen war. Der Zeitpunkt des genozidalen Umschlagens ist damit

jedenfalls deutlich später angesetzt als von der übrigen Literatur; aber die Bestimmung dieses Zeitpunktes, die Lokalisierung des »genozidalen Moments«, ist gar nicht so wichtig, falls sie denn überhaupt möglich ist. Der Feststellung Alexander Hintons (2006: 70) ist beizupflichten, wonach es eher darauf ankommt, den Verlauf von Entwicklungen zu rekonstruieren, als den genauen Moment der Entscheidung zum Genozid zu eruieren. Hinsichtlich der Rekonstruktion des Prozesses der Eskalation muss zwei Aspekten ein besonderes Augenmerk gelten: einmal dem (fortgesetzten) Scheitern der Operationen und, zum anderen, der Frage, was dieses nicht für möglich und vor allem für nicht hinnehmbar gehaltene Scheitern für die Verantwortlichen bedeutete.

Es kann nur erstaunen, wie wenig Beachtung der Schamaffekt mit Blick auf koloniale Kontexte findet. Charakteristisch für die koloniale Situation ist ein rassistisches Überlegenheitsgefühl der Eroberer, das derart übersteigert ist, dass seine Enttäuschung kaum ausbleiben kann – eine Enttäuschung, die um der Herrschaft willen allerdings nicht zugelassen werden darf. Verleugnete Scham aber führt zu Wut und Gewalt. Dieser Zusammenhang lässt sich auch an der Proklamation beobachten, die eine neue Stufe der Eskalation markierte: Von Trotha erlassen, als die eigenen Truppen nicht mehr weiterkonnten und die Verfolgung somit endgültig gescheitert war, bedrohte sie jeden Herero mit Vernichtung. Der General machte eine nachdrückliche Inkompetenz-Erfahrung, die er nicht hinnehmen wollte. Da die Revision des eingeschlagenen Kurses für ihn ausgeschlossen war, blieb ihm nur übrig, diesen weiter zu verschärfen.

Scham ist generell schmerzvoll und Anlass zu weiterer Scham. Zudem beeinträchtigt sie die Interaktionsmächtigkeit des Subjekts. Bestimmte Faktoren disponierten Trotha jedoch in besonderer Weise zu ihrer Verleugnung. In einem »kleine[n] verachtete[n] Kaffernkrieg« (Marchand-Volz 1998: 137) war ein Scheitern undenkbar, und für Trotha umso weniger, als er nicht nur viel Zeit, sondern auch »Ströme von Geld« für die Vorbereitung seines Feldzuges aufgewandt hatte; darüber hinaus hatte sich der General zu allerlei Spott gegenüber den eingesessenen Offizieren und zu vollmundigen Ankündigungen hinreißen lassen, wodurch er seine Spielräume zusätzlich verengt hatte. Vollends aber das Kriegerethos der »guten Gesellschaft«, zu der sich Trotha rechnete, erschwerte ein Eingeständnis von Schwäche, wie es die Scham war. Trotha handelte als Exponent seines Standes, wenn auch gewiss als »Hardliner«, der das Kriegerethos in Reinform verkörperte. Es war nicht so sehr die Sorge um die Zukunft der Kolonie, die ihn davon abhielt, seinen verfehlten Kurs zu revidieren, sondern dieses Selbstverständnis als Soldat und »Ehrenmann«, das ihn hinderte, »einen Rückzieher zu machen«.

Hand in Hand mit den ständigen Rückschlägen – wie Kleine Kriege überhaupt war auch dieser Krieg eine »Feldzug der Enttäuschungen«

– ging so eine sich stetig aufbauende Wut, deren erste Leidtragende die Herero waren. Unfähig, sich das Scheitern seines Kurses einzugestehen, und daher auch nicht willens, denselben zu revidieren, beharrte Trotha auf dessen Fortführung. Die Verfolgung nahm regelrecht obsessive Züge an. Je deutlicher zutage trat, wie illusorisch diese Zielsetzungen angesichts der tatsächlichen Lage waren, desto krampfhafter hielt er daran fest. Dabei überwarf sich Trotha mit zahlreichen Offizieren, welche die Lage erkannten und sich allzu offen für einen Kurswechsel aussprachen. Wie sehr die Situation bereits außer Kontrolle geraten war, belegt der Umstand, dass Trotha schließlich sogar den Reichskanzler wegen einer Lappalie zum Duell fordern wollte. Dass Trotha Ende September am Rande der Omaheke – etliche Kilometer diesseits der Grenze – stehenbleiben musste, war für ihn schmachvoll genug, zumal er bis auf weiteres nur noch reagieren konnte. Trotz all der Mühen und Opfer war im Grunde nichts erreicht, denn es war völlig offen, ob sich die Herero dem Schutzgebiet dauerhaft fernhalten lassen würden. Klar war nur, dass dafür auf unbestimmte Zeit ausreichend Soldaten am Rande der Omaheke zu stationieren und zu versorgen waren – und dass dies die Leistungsfähigkeit der Truppe bereits deutlich überstieg. Als sich abzuzeichnen begann, dass sich die Herero nicht auf britisches Gebiet würden retten und auch nicht in der Omaheke würden halten können, war Trotha umso entschlossener, an den Absperrungsmaßnahmen festzuhalten. Er war nicht nur bereit, die Ausrottung der Herero in Kauf zu nehmen, sondern war begierig, sie nach Kräften zu betreiben. Die verleugnerte Scham war bereits in Wut und Hass umgeschlagen, und mit den Herero konnte Trotha zugleich die Spuren seines militärischen Scheiterns auslöschen.

Auch die eigenen Truppen hatten unter der verfehlten Strategie zu leiden. Hunger, Durst und Krankheiten rafften Mann um Mann dahin, und manch ein Kriegsteilnehmer fühlte sich von der Führung ›verheizt‹. Allerdings kam es nicht keinem Bruch wie im Stellungskrieg zehn Jahre später, auch weil die Solidarisierung mit dem Gegner ausgeschlossen schien. Die Kluft, die der Rassismus zog, war zu tief, als dass sie sich hätte überwinden lassen: Noch der verabscheuungswürdigste vorgesetzte Menschenschinder stand dem Soldaten scheinbar unendlich näher als der Gegner. Für die elenden Reste der Herero hatten die Soldaten oftmals nicht nur keine Empathie, sondern lediglich Verachtung übrig. Ihre Aggressionen richteten sich gegen die eigentlichen Leidtragenden der Strategie Trothas.

Die Soldaten brutalisierten. Während des Vormarsches bildete Angst die dominierende Erfahrung der eilig ins Land geschafften und oftmals überforderten Truppen; nach der Schlacht Waterberg stellte Verbitterung die dominierende Erfahrung dar und lieferte den Soldaten die nötige Motivation, immer weiter zu machen. Die Brutalisierung war zwar ein unerwünschter Effekt des sich hinziehenden Feldzuges, aber half wiederum mit, dies auch in seiner genozidalen Phase am Laufen zu halten.

Warum die extreme Gewalt gegen die Herero jedoch kein Ende fand, als Trotha im Dezember 1904 seine Proklamation widerrufen hatte, und auch dann nicht aufhörte, als der Krieg 1907 offiziell für beendet erklärt oder 1908 die letzten Konzentrationslager aufgelöst worden waren, ergibt sich teilweise aus dem Gesagten.

Der Kaiser »brauste auf«, als Bülow gegen die Vernichtungsstrategie intervenierte (Bülow 1930, Bd. 2: 21). Dies galt erst recht für ihren Urheber, Trotha, der sofort seinen Abschied ankündigte. Dass der General aber noch fast ein Jahr im Amte verblieb, hatte damit zu tun, dass sich sehr bald zeigte, dass der Kurswechsel keineswegs so radikal ausfiel, wie er zunächst noch angenommen hatte. Schlieffens Präzisierungen machten vielmehr deutlich, dass abgesehen davon, dass denjenigen Herero, die sich freiwillig ergaben, Pardon gewährt werden sollte, alles beim Alten blieb. Da sich längst nicht alle Herero ergaben, konnte Trotha also im Großen und Ganzen verfahren wie zuvor, was die Herero wiederum in ihrem Argwohn bestärkte und sie davor zurückschrecken ließ, sich deutschen Truppen zu ergeben, zumal letztere oft nur zögerlich, wenn denn überhaupt, von den vorgängigen Gepflogenheiten abließen. Durch die Aufweichungen des verordneten Kurswechsels ermöglichte Schlieffen es Trotha, das Kommando zu behalten und gleichzeitig sein Gesicht zu wahren. Offensichtlich waren die sachlichen Diskrepanzen unter den Militärs auch nicht so gravierend. Einesteils wurden die Befehle also aufgeweicht, anderenteils brachen sie sich an den Gewohnheiten der Truppe.

Christian Gerlach (2006: 464) beklagt, dass die Genozidforschung viel zu sehr darauf bedacht ist, Gewaltformen voneinander zu unterscheiden und den Blick auf bestimmte Formen einzuschränken, obwohl es darauf ankäme, die Zusammenhänge zwischen den unterschiedlichen Formen – oder mit Blick auf den gegenwärtigen Fall: zwischen den aufeinanderfolgenden Phasen – zu erfassen. Genozide entwickeln sich aus Prozessen und stoßen Prozesse an. Wie sie eine Vorgeschichte haben, wirken sie auch nach. Spätestens die Erfahrungen der genozidalen Phase verschoben unwiderruflich den Horizont dessen, was den »Eingeborenen« gegenüber möglich und akzeptabel war. Die Herrschaftsphantasien der Weißen entgrenzten. Davon zeugen nicht nur die Zustände in den Konzentrationslagern, sondern auch die Verhältnisse in den späteren »Friedenszeiten«. Gewalt gegen »Eingeborene« war in einem Maße normal, dass es manchem Besucher aus dem Reich regelrecht die Sprache verschlug. Nachdem sich die Weißen einmal zu Herren über Leben und Tod aufgeschwungen hatten, wollten sie sich dieser Machtfülle nicht mehr ohne weiteres begeben (vgl. dazu Sofsky 1999: 196).

Hinzu kommt, dass einige Siedler noch eine Rechnung mit den Aufständischen offenhatten. Der Krieg wurde über ihre Köpfe hinweg nach den Maßgaben der fernen Metropole geführt und erschien den Siedlern

als eine Zeit äußerster Fremdbestimmung. Ihr Rachebedürfnis aber persistierte, wie auch das weitere Bedürfnis, durch Gewalt die Ohnmacht zu überwinden, Handlungsmacht zu erlangen und sich der eigenen Superiorität zu vergewissern.

Im Lichte des allgemein geteilten Rassismus war ein afrikanisches Leben nicht viel wert. So ist auch erklärlich, dass ausgerechnet Konzentrationslager den Gegenentwurf zu Trothas Vernichtungsstrategie bilden sollten, und damit auch die Institutionalisierung desjenigen Pardons, den der General den Herero zuvor verweigert hatte. Zunächst bedeutete Lagerhaft, dass die Herero nun ihren einstigen Häschern, den Soldaten, und den Anwohnern gänzlich schutzlos ausgeliefert waren. Die Ideologisierung der Lagerherrschaft aber war das Werk der zivilen Beamten. Ganz ungeachtet der Tatsache, dass die Herero längst am Boden lagen, überwog auch bei den Zivilbeamten die Sorge und Scham über Trothas wenig glücklich verlaufenen Feldzug und die ausgebliebene Machtdemonstration, die den Grund einer stabilen Herrschaft legen sollte. So bildete die Lagerherrschaft die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln, eines totalen Krieges, der sich unterschiedslos gegen die gesamte ›feindliche‹ Gesellschaft richtete und nachholen sollte, was Trotha verpasst zu haben schien. Die Scham wirkte also auf fatale Weise fort.

Es kann kaum überzeugen, wenn Sarkin (2011) den Genozid an den Herero jüngst auf die Spitze des Deutschen Reiches, den Kaiser persönlich, zurückzuführen sucht und dabei Akteure wie die Siedler oder Militärs gleichsam zu dessen Kreaturen (»His Settlers, His Soldiers«) herabpotenziert. Tatsächlich war die Gemengelage weit komplexer und bestimmten verschiedene Akteure das Geschehen in aktiver, eigenständiger Weise mit. So drückten die Siedler, die staatspolitisch gar nicht recht vorgesehen waren, der kolonialen Vergesellschaftung ihren Stempel auf; ihre Interaktionen mit den Indigenen im Rücken des Kolonialstaates beschworen den Krieg wohl erst herauf. Auf diese privatisierte Gewalt reagierten die Herero in erster Linie, und diese Reaktionen, die sich vor allem gegen vermeintliche Zivilisten richteten, lösten auch und gerade in der Metropole und unter den von dort entsandten Akteuren, die mit den kolonialen Gewaltverhältnissen nicht vertraut waren, eine Erbitterung aus, welche den weiteren Feldzug prägte. Die Siedler hatten auf eine Entgrenzung gedrängt, die sehr bald eine Dimension annahm, die sie nicht antizipiert, geschweige denn gewünscht hatten – und sich nunmehr ganz ihrer Kontrolle entzog. Der entfesselte Gewaltprozess war von dem Wechselspiel verschiedener Akteursgruppen bestimmt, deren nähere Handlungslogiken sich auch aus der Stelle und dem Zeitpunkt ihres Eingreifens sowie aus der Auseinandersetzung mit anderen, konkurrierenden Akteuren ergaben. Blicken wir auf das Gesamtgeschehen einschließlich der Gewaltverhältnisse, die der eigentlich genozidalen Phase voran- und schließlich aus dieser noch hervorgingen, springt

also gerade das Fehlen einer kohärenten zentralen Steuerung ins Auge. In Anlehnung an Jean-Michel Chaumont (2001) ließe sich viel eher von einer *Konkurrenz der Täter* sprechen. Wenn es um Schuld und Verantwortung geht, erscheinen derlei Kautelen und Differenzierungen freilich unerheblich: Das Deutsche Reich resp. sein Rechtsnachfolger tragen die Verantwortung für das, was in seinem Namen von seinen Repräsentanten in Übersee begangen wurde, und um dies festzustellen, sind – in Parenthese gesagt – die Vereinfachungen und Glättungen, die so viele Fallstudien vornehmen, gar nicht nötig. Aber geht es darum zu *erklären*, wie es zu dieser Katastrophe hat kommen können, sind solche Differenzierungen unausweichlich, mögen sie dem Wunsch nach einfachen Schuldzuschreibungen auch als lästige Komplikationen erscheinen.